

# Zum theoretischen Hintergrund der Studie

A. Doris Baumgartner und Beat Fux

## 1. Einleitung

Die vorliegenden Untersuchungen entstanden als Begleitstudie zum "*Mikrozensus Familie (MZ)*", einem vom Bundesamt für Statistik (BFS) durchgeführten Survey, in welchem erstmals für die Schweiz retrospektive Verlaufsdaten zu Familien- und Haushaltsstrukturen, Fertilität, Erwerbs- und Bildungskarrieren erhoben wurden.<sup>1</sup> Die Feldarbeiten zur repräsentativen Befragung innerhalb der in der Schweiz domizilierten Bevölkerung im Alter von 20 bis 49 Jahren fanden zwischen Oktober 1994 und Mai 1995 statt. Mit der Durchführung der computerunterstützten persönlichen Befragung war das Institut IHA in Hergiswil betraut. Unsere Auswertungen können sich auf rund 6'000 Datenrecords (Frauenstichprobe: 3'900 Interviews; Männerstichprobe: 2'100 Interviews) abstützen.

Mit dem Mikrozensus Familie beteiligt sich die Schweiz an einem von der UN-ECE initiierten international vergleichenden Projekt "*Family and Fertility Surveys in the ECE Region (FFS)*", an welchem insgesamt 22 Länder partizipieren. Diese von der UN/ECE geförderten Family and Fertility Surveys (FFS) können als Neuauflage der World Fertility Surveys (WFS) aus den siebziger Jahren verstanden werden, wobei konzeptionell eine umfassende Neugestaltung angestrebt wurde. Das Rahmenkonzept für die FFS-Studien, das den aktuellen Stand der soziodemographischen Forschung widerspiegelt, zeichnet sich durch drei wesentliche Erweiterungen gegenüber den Forschungsbestrebungen der siebziger Jahre aus:

---

<sup>1</sup> Nähere Einzelheiten zur Methodik der Erhebung (u.a. Stichprobe, Standardfragebogen, Ausschöpfung, Befragungstechnik, Gewichtung) finden sich in einem kommentierten Tabellenband des Bundesamts für Statistik (BFS: Mikrozensus Familie in der Schweiz 1994/95. Präsentation, kommentierte Ergebnisse und Tabellen, Bern 1998).

1. Mit der inhaltlichen Schwerpunktsetzung auf die Familienbildungsprozesse wird ein wesentlich breiteres Spektrum an Variablen berücksichtigt. Diese ermöglicht insbesondere eine detaillierte Analyse von *Interdependenzen* und *Vermittlungsproblemen* zwischen verschiedenen Lebensbereichen (Beschäftigung, Bildung, Wohnen, Partnerschaft, Elternschaft usw.).
2. Gerade weil die Dynamik zwischen diesen Lebensbereichen fokussiert werden soll, drängt sich zweitens eine methodische Ausrichtung auf *ereignisanalytische Verfahren* (z.B. Survivoranalyse, semiparametrische und parametrische Regressionsverfahren wie Cox-Modelle, Exponentialmodelle, Sichelmodelle u.a.) auf.
3. Infolge der Zielsetzung, die Daten der nationalen Surveys für international vergleichende Analysen zu nutzen, werden ergänzend auch kulturelle Daten (*Einstellungen, Werthaltungen und Normen*) ermittelt. Einschränkend ist indes darauf hinzuweisen, dass sich diese Daten auf den Zeitpunkt der Befragung beziehen.

Die Autoren der hier vorgestellten Resultate wurden, zusammen mit einem Team der Universität Genf, vom Bundesamt für Statistik mit der Grob- und Detailplanung des Mikrozensus betraut. Ueberdies hat Beat Fux in der Expertengruppe der Vereinten Nationen, welche das Grundgerüst der Erhebung konzipierte, mitgewirkt.

Die Ausgestaltung des Fragebogens erfolgte vor dem Hintergrund einer *mikrosoziologischen Entscheidungstheorie*, welche davon ausgeht, dass individuellem Handeln insofern Rationalität inhäriert, als es durch die persönlichen (strukturellen, kulturellen und sozialpsychologischen) Ressourcen und Erfahrungen sowie durch die Präferenzen und Werthaltungen von Individuen erklärt werden kann. Im Unterschied zu hochspezialisierten rational-choice-Ansätzen erlaubt die Offenheit dieses konzeptuellen Rahmens, die Wechselwirkungen zwischen der Mikroebene individuellen Handelns und systemischen Prozessen (z.B. der Pluralisierung oder Polarisierung von Lebensformen, der Individualisierung, sowie der Bedeutungsveränderungen der Institution Familie oder der Elternschaft) detailliert zu untersuchen.

Diese Struktur des Erhebungsinstruments bestimmt im wesentlichen die thematische Ausrichtung der vorliegenden Begleitstudie. Die Fragestellung besteht vornehmlich darin, für die Geburtskohorten 1945 bis 1974 - das entspricht ungefähr der Periode 1965 bis 1995 - basale Ver-

änderungen von Familien- und Haushaltsstrukturen aus einer Lebensverlaufs-Perspektive zu ermitteln und mithilfe von ereignisanalytischen Methoden zu deren Erklärung beizutragen. Unsere Analysen familialen Wandels setzt an beim Konzept der „*triple biographie*“ worunter a) individuelle Ausbildungs- und Berufskarrieren, b) Partnerschaftsbiographien und c) Lebensverläufe mit Bezug auf das reproduktive Verhalten verstanden werden (Courgeau / Lelièvre 1989).<sup>2</sup>

Die folgenden Themenschwerpunkte stehen dabei im Zentrum unseres Interesses:

1. Unsere Analyse von Lebensverläufen fokussiert vorrangig *dynamische* und *prozessuale* Aspekte familialen Wandels. Unterschieden werden in der Regel drei Zeitachsen, nämlich die historische Zeit oder *Periode*, das biologische *Alter* von Männern und Frauen respektive das Alter der Person beim Eintreten eines Ereignisses (z.B. Bildungsabschluss, Erwerbsaufnahme, Beginn einer Partnerschaft, Heirat, Trennung Scheidung etc.) sowie drittens die Zugehörigkeit der Befragten zu einer *Geburtskohorte*.
2. Eine weitere Zielsetzung unserer Auswertungen besteht darin, die unterschiedenen biographischen Dimensionen nicht nur gesondert zu untersuchen, sondern zudem den *Wechselwirkungen* oder *Interdependenzen* zwischen der Ausbildungslaufbahn, der Erwerbskarriere sowie dem Prozess der Partnerschafts- und Familienbildung detaillierte Beachtung zu schenken. Die Wahl *ereignisanalytischer Verfahren* (event history analysis), die bei Bedarf mit herkömmlichen Methoden der Sozialforschung ergänzt werden, erlaubt es, quantitative Effekte der zeitlichen wie auch der biographischen Dimensionen zu modellieren.
3. Wie erwähnt wurde im Rahmen des Mikrozensus Familie neben den strukturellen Verlaufsdaten auch ein reichhaltiges Sortiment an Informationen zu Einstellungen und Werthaltungen ermittelt. Die Analyse derselben ermöglicht uns, neben den Lebensverläufen auch die *Lebensentwürfe* von Individuen und Paaren zu untersuchen. Weil sich diese kulturellen Daten jedoch aufgrund methodologischer Erwägungen ausschliesslich auf den Zeitpunkt der Befragung beziehen (Querschnittsdaten), lassen sich Lebensverläufe und Lebensentwürfe nicht ohne weiteres aufeinander beziehen. Insbesondere sind Aussagen

---

<sup>2</sup> Während in den hier dokumentierten Analysen vor allem die Wechselwirkungen zwischen den ersten beiden biographischen Dimensionen im Vordergrund stehen, widmet sich ein zweites Begleitprojekt, das an der Universität Genf realisiert wurde, vornehmlich der dritten Dimension, also dem reproduktiven Verhalten.

über den *Wandel von Lebensentwürfen* nur in sehr beschränktem Ausmass möglich. Eingedenk dieser Problematik sahen wir uns veranlasst, auf den direkten Einbezug von Einstellungsdaten in die Modellrechnungen weitgehend zu verzichten. Die Bildung eines Sets an Indikatoren und die darauf basierenden clusteranalytischen Typisierungen individueller Wertorientierungen erlaubt es gleichwohl, kurzfristige Einstellungsfluktuationen auszufiltern und Assoziationen, respektive Korrelationen und Korrespondenzen zwischen strukturellen Verlaufsmustern einerseits und kulturellen Selbstverständnissen (Lebensentwürfe) andererseits zu ermitteln.

## 2. Problemstellung

Bevor wir uns einer detaillierteren Bestimmung der in diesem Bericht untersuchten Problemstellung zuwenden, halten wir es für angezeigt, kurz einige *Entwicklungstendenzen* der Familienforschung Revue passieren zu lassen.

Die in der zweiten Hälfte der 70er Jahre realisierte Runde von Fertility Surveys (vgl. International Statistical Institute 1981) verdeutlichten, dass zur Analyse reproduktiven Verhaltens der Fokus der klassischen Demographie ausgeweitet werden muss. Zum einen wurde evident, dass den Familien- und Haushaltsstrukturen grössere Beachtung geschenkt werden muss. Weiter wurde erkannt, dass sich der Wandel von familialen Lebensformen erst vor dem Hintergrund von Einstellungen und Werthaltungen erschliessen lässt und drittens stellte man fest, dass statistische Analysen auf der Basis von Querschnittsdaten ergänzungsbedürftig sind.

Mit dieser Ausweitung der Perspektive ging eine fruchtbare interdisziplinäre Kooperation zwischen Demographie und sozialwissenschaftlicher Familienforschung einher. Kurz gefasst kann die neuere Entwicklung der Familiensoziologie durch folgende Problembereiche charakterisiert werden. Einerseits werden *aktuelle Probleme*, zum Beispiel die Rolle der Frau in Familie und Beruf, behandelt, andererseits hat das Interesse für die Entwicklung der Familien(bildungs)prozesse zugenommen. Über die Familienzyklusforschung, bzw. Lebensphasenforschung (vgl. z.B. O'Rand / Kreckler, 1990) gelangte man zu lebenslaufspezifischen Fragestellungen und interessiert sich seit geraumer Zeit für die *familialen Wandlungsprozesse* selbst.

Ergänzend setzten innerhalb der Sozialstrukturforschung seit Mitte der achtziger Jahre vermehrte Anstrengungen ein, *kulturelle Aspekte* als mögliche Einflussfaktoren zu berücksichtigen. Dazu werden intermediäre Konzepte wie Milieus und Lebensstile entwickelt.

Insgesamt stellen wir im Bereich der Familienforschung eine Konvergenz unterschiedlicher Forschungsrichtungen, -strategien und -fragen fest. Einen Überblick über die internationalen Entwicklungstendenzen der aktuellen Familienforschung und der Soziodemographie geben Boss et al. (1993), die schwergewichtig die Strömungen im angloamerikanischen Raum darlegen, ferner die Verhandlungen der European Population Conference, die gemeinsam von EAPS, UIESP und INED im Oktober 1991 in Paris veranstaltet wurde, sowie Vaskovics (1994). Einen umfassenden Überblick über den Diskussionsstand der Familienforschung in der Schweiz bis Ende der 80er Jahre geben Fleiner-Gerster et al. (1991).

Die Kritik am Modell der Kleinfamilie und die zunehmende Verbreitung und Akzeptanz neuer Lebensformen motivierte die Familiensoziologie, zum einen die entsprechenden *Entwicklungstrends* (zusammenfassend für Deutschland siehe Meyer / Schulze 1993) und zum anderen den *Alltag* neuer familialer Lebensformen zu untersuchen. Unter diesem Anspruch entstanden eine Reihe von Detailuntersuchungen zu verschiedenen Lebensformen wie der Kohabitation (Burkart / Kohli 1989; Höpflinger 1989; Nave-Herz 1988), den Singles (Höpflinger / Erni-Schneuwly 1989), zu Kinderlosigkeit (Prioux 1993) oder zu Fortsetzungs- und Einelternfamilien (Furstenberg 1987; Husi / Meier Kressig 1995; Jensen 1993; Ley 1991; Ley / Borer 1992). Dazu lassen sich auch Forschungsergebnisse aus der Frauenforschung zählen, welche besonders die inner- und ausserhäuslichen Machtverhältnisse sowie die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern hervorheben (z.B. Osmond / Thorne 1993).

Im Anschluss an diese oft materialreichen Detailstudien entwickelte sich eine bis heute anhaltende *theoretische Debatte zum Wandel der Familie* selbst. Empirisch lässt sich eine Vielfalt von familialen Lebensformen (Pluralisierung) feststellen, auch wenn die einzelnen Lebensformen historisch nicht völlig neu sind. Doch selbst wenn viele Autorinnen und Autoren theoretisch von der Ausdifferenzierung ausgehen und auf die damit einhergehenden Individualisierungstendenzen verweisen, wird die Bedeutung der Entwicklung der Familie unterschiedlich interpretiert. Während die einen (z.B. Hoffmann-Nowotny 1988) den Bedeutungsverlust be-

klagen, sprechen andere (z.B. Kaufmann 1990) vom Bedeutungsrückgang, eine dritte Gruppe (vgl. Beck 1991; Buchmann 1989; Burkart 1993; Lüscher 1988; Meyer 1992; Tyrell 1988; Zapf et al. 1987) hebt schliesslich den Bedeutungswandel hervor. Im Unterschied zur funktionalistischen Modernisierungstheorie gehen aber alle Forscherinnen und Forscher eher induktiv vor und beschränken sich auf eine Beschreibung mit unterschiedlichen Deutungen.

In der aktuellen Debatte um den Wandel der Lebensführung, von Lebensformen oder Lebensverläufen geht es zum einen um Konstruktionen, welche die sozialstrukturelle und -kulturelle Institutionalisierung des Lebensverlaufs herausarbeiten, zum andern um die Folgen der Individualisierung.

Durch die theoretische Debatte hat insbesondere die *Lebenslaufforschung* an Bedeutung gewonnen. Sie nahm den behaupteten makrostrukturellen Wandel zum Anlass, dafür empirische Beweise mit einem methodisch verbesserten Instrumentarium erbringen zu können (vgl. Mayer 1990b). Die neue Forschungsstrategie ist im Gegensatz zu Strategien bei Querschnittsuntersuchungen in der Lage, den Faktor Zeit analytisch zu differenzieren (vgl. exemplarisch Willekens 1991) und neu auch Kontinuität zu messen.

Die Lebenslaufforschung hat sich aus sehr unterschiedlichen theoretischen und methodischen Überlegungen entwickelt (vgl. Boss et al. 1993; Hagestad 1991). Innerhalb der Familienforschung ermöglicht die Lebenslaufanalyse eine kontextuelle, prozessuale und dynamische Annäherung an den Wandel im Leben eines jeden Familienmitgliedes (Lebenslauf) sowie von Familien als soziale Einheiten, die sich über die historische Zeit hinweg wandeln (vgl.

Bengtson / Allen 1993, S. 471ff.). In unserem Zusammenhang sind zwei Ausrichtungen von Interesse: Zum einen die Erweiterung der soziologischen Handlungsanalyse um die Lebensverlaufs-Dimension. In das *Handlungsmodell* gehen nicht nur akkumulierte Ressourcen ein, sondern auch Erfahrungen in Form von biographischen Ereignissen in verschiedenen Lebensbereichen, die nach Alter differenziert sind. Eine solche mikroperspektivische Ausrichtung verfolgen z.B. Cliquet et al. (1992) oder Grundmann (1992).

Zum andern aber ist die Lebensverlaufsforschung auf *makrosoziologische Prozessanalysen* ausgerichtet und fokussiert den historischen Wandel. Die Produktion gesamtgesellschaftlicher Strukturen wird auf der Ebene individueller Verläufe als komplexes Resultat der Verflechtung von Bildungsverläufen, Familiengeschichte und Erwerbsbiographie in sich ständig verändernden

den Periodenbedingungen begriffen. Der Lebenslauf und die biographischen Übergänge sind die beiden Hauptkonzepte der Lebensverlaufsforschung. Auf diese Weise lassen sich Phänomene des sozialen Wandels in verschiedenen Gesellschaftsbereichen sozialstatistisch erfassen, wobei die Familie als zentrale Institution für den sozialen Wandel angesehen wird. Thematisch nimmt sich die Lebenslaufforschung sehr unterschiedlichen Forschungsfeldern an (z.B. den Bildungsverläufen oder Berufsbiographien). Im europäischen Kontext sind dazu vielfältige Studien aus dem Umfeld der Berliner Lebensverlaufsstudie zu nennen. Zu den im engeren Rahmen der Familienforschung zugehörigen Studien zählen die Forschungsarbeiten von Herlth / Strohmeier 1989; Huinink 1991, 1995; Lauterbach 1994; Mayer 1990a; Mayer et al. 1991; Papastefanou 1990). In diesen Arbeiten werden differenzierte Inter- und Intrakohorten-Vergleiche angestellt. Als Ergebnis kann festgehalten werden, dass diese Autorinnen und Autoren eine durchgreifende Individualisierungstendenz im Bereich der Familie negieren, und dass sie die festgestellten (geringfügigeren) Veränderungen zum Teil auf Zeit- und Kompositionseffekte zurückführen.

Ermöglicht wurden diese Arbeiten vor allem durch die innovativen statistischen Verfahren der Ereignisanalyse (Allison 1988, Blossfeld, Hamerle und Mayer 1986; Courgeau / Lelièvre 1989; Diekmann / Mitter 1984; Tuma / Hannan 1984). Mit dem Begriff Ereignisanalyse bezeichnet man eine Reihe statistischer Methoden zur Untersuchung von Wechseln zwischen verschiedenen Zuständen innerhalb einer kontinuierlich beobachteten Zeitspanne auf der Grundlage von Verlaufsgeschichten einer Stichprobe von Zielpersonen. In der Schweiz gibt es bislang aber erst eine Untersuchung mit einem lebensverlauforientierten Forschungsdesign (Buchmann 1992). Thematisch fokussiert sie vor allem Erwerbsverläufe.

In der soziodemographischen Forschung hat sich bereits anfangs der 80er Jahre herausgestellt, dass zum Beispiel der Geburtenrückgang oder familiale Lebensformen allein durch „objektive“ Messgrößen nicht befriedigend erklärt werden können (Kiefl / Schmid 1985). Deshalb wurden vermehrt Werte, Normen und Einstellungen mitberücksichtigt. Theoretisch beruft sich die heutige soziodemographische Einstellungsforschung meist auf die Klassiker der soziologischen Wert-Forschung (z.B. Maslow 1954; Rokeach 1973 und 1979). Während sich auf Handlungsebene einige mikropsychologische Ansätze entwickelt haben, werden unter makroper-

spektivischer Ausrichtung Wertwandelstheorien zum Beispiel von Inglehart (1977 und 1989; Abramson / Inglehart 1995) und Klages (Klages, Hippler und Herbert 1992 ) rezipiert.

Unter einer Makroperspektive haben beispielsweise die Arbeiten von John Simons oder Ron Lesthaeghe, deren Datengrundlage die European Value Study bildet (Lesthaeghe / Meekers 1986; Lesthaeghe / Moors 1994; Simons 1986 und 1994), Bedeutung erlangt.

Ansätze aus sozialpsychologischen Theorien wurden von Martin Fishbein und Icek Ajzen (Ajzen 1985; Fishbein / Ajzen 1975) für die Familienforschung zur Verfügung gestellt, um Werte und Einstellungen handlungstheoretisch einzubinden. Die „Theory of reasoned action“, respektive die unter dem Titel „Theory of planned behavior“ bekannt gewordene Erweiterung dieses Konzeptes lässt sich sodann mit rational choice Ansätzen verknüpfen (Cliquet 1992; Siegers et al. 1991). Hier bilden die wirtschaftlichen, soziokulturellen, biologischen und sozialpsychologischen Ressourcen gleichsam die Prämissen individuellen und familialen Handelns. Vor dem Hintergrund ihnen zur Verfügung stehender Ressourcen evaluieren Personen oder Familien unterschiedliche Handlungsoptionen (Abwägung von Vor- und Nachteilen) und wählen im Sinne rationalen Handelns eine der möglichen Optionen aus. Ob das intendierte Handlungsmuster indes auch tatsächlich ausgeführt wird oder nicht, hängt einerseits von strukturellen, kulturellen und sozialen Barrieren und andererseits von handlungsbegünstigenden Faktoren ab.

Derzeit geht man davon aus, dass Werte und Normen über die Zeit hinweg und zwischen sozialen Schichten und Segmenten variieren, und dass die Diffusion neuer Wertvorstellungen zur Erklärung von Bevölkerungsprozessen und familialem Wandel beitragen. Während sich traditionale Gesellschaften dadurch kennzeichnen lassen, dass das individuelle Verhalten relativ weitreichend über oftmals starre Werte und Normen kontrolliert ist, können Individuen heute unter einer Vielzahl von Werten und Normen ihre Wahl treffen. Aus der Handlungsperspektive haben Wechselwirkungen zwischen strukturellen Sachverhalten einerseits und Normen, Werten und Attitüden andererseits zusätzlichen erklärenden Einfluss.

Innerhalb der Sozialstrukturforschung lässt sich ein ähnlicher Prozess nachzeichnen: Lange Zeit wurden nur „objektive“, „ökonomisierte“ und „vertikalisierte“ Kategorien verwendet, um Gesellschaft zu beschreiben. Die Nachkriegssoziologie ist bis zu Beginn der 80er Jahre von einer Modernisierungsvorstellung geprägt gewesen, welche die Lebenslagen in modernen In-



dustriegesellschaften in den Mittelpunkt rückte. Ob unter dem Aspekt der Schichtanalyse oder unter dem Aspekt der Klassenlagen analysiert, hielt man es für gewiss, dass in modernen Industriegesellschaften alle anderen Lebensweisen hinter den industriell geprägten zurücktreten würden. Daher ging man davon aus, dass die sozio-strukturelle Lage (z.B. Stellung im Beruf) die Lebens- und Handlungsbedingungen determinierte, während man den sozio-kulturellen Elementen der Gesellschaftsanalyse wenig Gewicht zumass. Die Sozialstrukturanalyse beschränkte sich auf breit angelegte, quantitative Forschungsprogramme über Makrostrukturen (vgl. Mayer 1989, S. 297f.).

In einer Gegenbewegung seit Mitte der 80er Jahre wird dagegen auf die Freiheitsgrade hingewiesen, und deterministische Kopplungen der äusseren Lage mit der inneren Haltung werden vermieden (vgl. Hradil 1992, 1996; Konietzka 1995; Lüdtke 1992; Müller 1992; Schulze 1992). Neue Konzepte wie Milieu, Subkultur und Lebensstil rückten in den Mittelpunkt der theoretischen Diskussion. Ihnen ist gemeinsam, dass sie Struktur und Kultur miteinander verbinden, und dass sie über die *mikrosoziologische Ebene* individuellen Handelns hinaus auf eine Verknüpfung mit *makrosoziologischen* Konzepten zielen.

Unsere Auswertungen basieren auf diesen Überlegungen. Generell kann gesagt werden, dass unser Ziel darin besteht, den Wandel von familialen Lebensformen während den vergangenen rund 30 Jahren aus einer Lebenslaufperspektive zu erschliessen. Dabei interessiert einerseits aus einer makrosoziologischen Perspektive der Wandel der familialen Lebensformen selbst, d.h. die Entwicklung von Lebensverläufen und andererseits aus einer mikrosoziologischen Perspektive das familiäre Verständnis, das - unter Einbezug von Werten und Einstellungen - abhängig von den im Lebenslauf angehäuften Ressourcen handlungstheoretisch erfasst wird. Die herkömmliche Sozialstrukturanalyse wird dabei erweitert durch den Einbezug von Kulturkonzepten.

### **3. Theoretische Einbettung**

Eine grundlegende Vorstellung, welche dieses Forschungsprojekts leitet, ist der *systemtheoretische Differenzierungsansatz*. Im Lauf der historischen Entwicklung lässt sich auch im Bereich familialer Lebensformen ein Trend in Richtung Aufspaltung von Systemen in differen-

zierte Teilsysteme feststellen. Einerseits sind diese Teilsysteme relativ isoliert voneinander und jeweils funktionsspezifisch spezialisiert. Andererseits sind diese wechselseitig miteinander verflochten. Mit der Ausdifferenzierung neuer Teilsysteme geht ein Zuwachs an institutionalisierten Möglichkeiten (Opportunitäten, Optionen, Handlungsspielräume) einher. Die Folgen gesellschaftlicher Differenzierung erweisen sich indes als zweigestaltig: Die Erweiterung von Bildungschancen, Mobilitätsprozesse, die zunehmende gesellschaftliche Arbeitsteilung, die Institutionalisierung von Einrichtungen aller Art und anderes bewirken neben einem *Gewinn an Freiheit* für das Individuum auch den *Zwang zur Selektivität* und zur *Selbstorganisation* aller sozialen und psychischen Systeme (Kaufmann 1990:79). Folge davon sind nicht nur ausdifferenzierte Strukturmuster, sondern auch vielfältigere Interpretationen und Deutungen dieser Strukturen.

Auch Veränderungen im familialen Zusammenleben lassen sich im Kontext dieses allgemeinen Strukturwandels der Gesellschaft differenzierungstheoretisch begreifen. Der langfristige Prozess familialen Wandels lässt sich stark vereinfachend wie folgt rekonstruieren (vgl. auch Fux 1994). Im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung hat sich im Verlaufe der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts das Subsystem *Privatheit* ausgebildet (vgl. Meyer 1992, Kaufmann 1994). Dieses zeichnet sich durch eine zunehmende Entflechtung hauswirtschaftlicher, verwandtschaftlicher und privater Funktionen (vgl. Riehl 1855; Sieder 1987), respektive durch eine strukturelle Verselbständigung des individuellen Paarhaushaltes aus und hatte zur Folge, dass die Familie mehr und mehr im Sinne einer durch die Heirat institutionalisierten Beziehung zwischen Gatten und ihren Kindern verstanden wurde (Kaufmann 1990: 32), während zuvor der Familienhaushalt weit stärker als allgemeines Organisationsprinzip verstanden wurde, der haushaltökonomische und verwandtschaftliche (Grossfamilie) Funktionen mit einschloss. Mit guten Gründen charakterisiert Roussel diese historische Phase als das „golden age of marriage“ (Roussel 1986).

Ein ganzes Bündel von Faktoren führte dazu, dass seit Mitte der 60er Jahre ein neuer und förderter Differenzierungsschub festgestellt werden kann. Als Einflussgrößen sind zu nennen: erstens die allgemeine Erhöhung der Lebensstandards sowie der Ausbau der Systeme sozialer Sicherheit in den westeuropäischen Gesellschaften, zum zweiten die Generalisierung von Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten, an denen sich immer häufiger auch Frauen beteiligen

konnten, und drittens die Verbreitung moderner Verfahren der Empfängnisverhütung und künstlichen Reproduktionstechnologien (vgl. detaillierter Hoffmann-Nowotny 1980, 1984, 1987, 1989; Hoffmann-Nowotny/Fux 1991, 1998; van de Kaa 1987, 1988, 1989a, 1989b). Diese Faktoren erhöhten zum einen die mit der Heirat und Elternschaft einhergehenden Opportunitätskosten, sie begünstigten die individuelle Unabhängigkeit der Partner voneinander und sie führten dazu, dass sich die sozietaalen Rollen als Partner und Eltern immer schwieriger kombinieren lassen.

Ergänzend zu den erwähnten strukturellen Faktoren respektive mit diesen in Wechselwirkung stehend, gilt es ferner in Rechnung zu stellen, dass sich auch die kulturellen Rahmenbedingungen gewandelt haben. Mit der Säkularisierung büßen sowohl Konfessionen als auch politische Ideologien an Einfluss ein und an die Stelle der Dominanz einzelner normativer Akteure tritt entweder ein stärker werdender Wertpluralismus oder aber Überzeugungen, welche Demokratie, Gleichheit und Individualismus stärker betonen. Diese „silent revolution“ (vgl. Inglehart 1977, 1989) geht einher mit zunehmender sozialer Toleranz, beziehungsweise einer Liberalisierung, in deren Rahmen Sexualität, Fortpflanzung und Partnerschaft zunehmend stärker voneinander entkoppelt erscheinen. Mit anderen Worten: während bis in die 60er Jahre vor allem traditionelle Leitvorstellungen (z.B. Institution Ehe) den normativen Kitt von Partnerschaften bildete, sehen sich Individuen oder Paare heute in stärkerem Ausmass dazu veranlasst, die häufig ungeklärten und offenen Rollen als Partner oder Eltern vor dem Hintergrund eigener Wertvorstellungen, individueller Identitäten und Lebensstile zu definieren. Mit dieser Entwicklung geht etwa ein Plausibilitätsverlust der Ehe als Institution einher. Im Zuge des oben erwähnten Gleichheitsstrebens büßen aber auch überkommene Vorstellungen bezüglich eines Machtungleichgewichtes zwischen den Geschlechtern an Legitimität ein (Held / Levy 1974; Held 1978; Heintz / Obrecht 1980) oder Elternschaft wird im Lebenslauf zu einer Option unter anderen (Kaufmann 1990).

Viele der sich neu herausbildenden Lebens- und Beziehungsformen sind Teil oder Fortsetzung dieses hier nur grob umrissenen Differenzierungs- und Spezialisierungsprozesses. So können Lebensformen funktional spezifisch gewählt werden - bei Betonung der Partnerschaft konkurrieren Modelle wie die Konsensualpartnerschaft, das „Living apart together“ oder das kinderlose Ehepaar mit der traditionellen Form der Kleinfamilie; eine ausgeprägte Berufs- oder Kar-

riereorientierung dürfte von einem Single respektive von jemandem, der seine reproduktiven Intentionen bis zum spätest möglichen Zeitpunkt aufschiebt, leichter zu verwirklichen sein als von einem Paar, welches sich traditionell organisiert; von einer Spezialisierung auf die Funktion Elternschaft könnte dann gesprochen werden, wenn eine Person bewusst das Leben einer alleinerziehenden Mutter oder eines alleinerziehenden Vaters vollziehen möchte.

Im Unterschied zu traditionellen Lebensformen, die in der Regel auf eine lebenslange Dauer angelegt waren, zeichnen sich die modernen Lebensformen dadurch aus, dass die Entscheidung für eine solche Form oft auf einen zeitlich beschränkten Lebensabschnitt eingegrenzt ist, respektive dass die Entscheidung mit geringeren Folgekosten revidiert werden kann. Die Abfolge, das Sequenzmuster solcher Entscheidungen schlägt sich in den Biographien und Lebensentwürfen nieder.

Trotz zunehmender Wahlmöglichkeiten, die gleichzeitig mit erhöhten Entscheidungszwängen einhergehen, darf nicht übersehen werden, dass sich der Differenzierungsprozess, wie wir ihn hier unterstellen wollen, durchaus nicht allorts gleichzeitig und mit gleichartiger Geschwindigkeit vollzieht. Makrostrukturellen Rahmenbedingungen wie etwa der Wirtschaftsentwicklung und -lage, makrokulturellen Sonderentwicklungen wie beispielsweise der historischen Dominanz einer Konfession oder auch der jeweiligen Ausgestaltung des Wohlfahrtsstaats dürfte eine beschleunigende oder bremsende Wirkung nicht abzustreiten sein. Der Einbezug von Kontextvariablen erlaubt es, solche Restriktionen oder „facilitators“ in Rechnung zu stellen.

Um den Unterschied zum eingeschränkten Verständnis der „bürgerlichen Familie“ zu markieren, verwenden wir im folgenden den Begriff „private“ oder „familiale Lebensformen“. Private und familiale Lebensformen umfassen somit alle Lebensformen, die sich aus der Existenz oder Nichtexistenz eines Partners bzw. von Kindern konstruieren lassen. Sie berücksichtigen insbesondere die wechselnden Formen im Lebenslauf. Gerade weil es einer präzisen Bestimmung des Begriffs Familie gebricht – Familie als System, als Institution, als Haushaltsform etc. (vgl. Kaufmann 1990, Beck 1991) – halten wir es für sinnvoll, uns mit privaten Lebensformen zu beschäftigen.

Die vor dem Hintergrund differenzierungstheoretischer Überlegungen postulierte Veränderungsdynamik der Familie ist also keineswegs isoliert, sondern als Folge von umfassenden Modernisierungstrends zu interpretieren. Dem fortgeschrittenen Differenzierungsniveau einer komplexen Industrie- und Wohlfahrtsgesellschaft entspricht eine zunehmend flexiblere und mobilere familiäre und private Lebensführung. Deshalb muss die Differenzierung der Familie zu einer *Pluralität* an funktional spezialisierten privaten Lebensformen führen.

Auf kultureller Ebene geht mit der Pluralisierung eine *Individualisierung* einher. In gleichem Masse, wie sich das Individuum von traditionellen (und religiösen) Strukturen gelöst hat, haben auch die entsprechenden Werte an Verbindlichkeit eingebüsst. Die individuellen Wahlfreiheiten werden grösser und damit die Wertmuster und -orientierungen vielfältiger.

Welches sind die besonderen Kennzeichen des hier interessierenden Ausdifferenzierungsprozesses? Mit Kaufmann kann die wachsende Pluralität und Individualität hauptsächlich auf drei miteinander in Beziehung stehende Entwicklungen zurückgeführt werden, nämlich auf die *kulturelle Liberalisierung* im Sinne eines erweiterten Handlungsspielraumes, der unterschiedlich genutzt werden kann, zweitens der *ökonomischen Optionserweiterungen*, sowie als Folge davon drittens die *Veränderungen weiblicher Lebenszusammenhänge* (Kaufmann 1990).

Unintendierte Folgen gesellschaftlicher Ausdifferenzierung, die sich mit dem Ausbau des Wohlfahrtsstaates, in den Lebensarrangements sowie in der Berufs- und Beschäftigungswelt einstellen, sind insbesondere in erhöhten individuellen Handlungs- und Entscheidungszwängen, erhöhten Anpassungs- und Gestaltungsleistungen zu erkennen sowie darin, dass rationale Nutzenkalküle, die subjektive Verarbeitung und Deutung sowie die modifizierte Lebensplanung ein erhöhtes Gewicht bekommen.

Die hier vor dem Hintergrund einer soziologischen Differenzierungstheorie formulierten Entwicklungstendenzen und näherhin die Beziehungen und Zusammenhänge ausgewählter Lebensformen mit andern biographischen Dimensionen (insbesondere den Bildungsverläufen und Erwerbskarrieren) bilden den Gegenstand unserer empirischen Untersuchungen. Die Anlage des Mikrozensus Familie als retrospektive personenbezogene Lebensläuferhebung auf der Basis einer national repräsentativen Stichprobe ermöglicht es, sowohl individuelle Lebenslagen und Lebensereignisse wie auch gesamtgesellschaftliche Prozesse in einem einheitlichen formalen, kategorialen und empirischen Bezugsrahmen abzubilden und zu erklären. Gesell-

schaftliche Strukturen und deren Veränderungen lassen sich dadurch partiell aus individuellen Lebensverläufen rekonstruieren. Die Sozialstruktur ist das Ergebnis des Handelns von sozial definierten Gruppen von Akteuren unter angebbaren, sich verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (vgl. Mayer 1990b:8), d.h. der gesellschaftliche Wandel kann kohorten- und altersspezifisch differenziert dargestellt werden.

Um den veränderten Wertorientierungen auf die Spur zu kommen, werden ausserdem die verschiedenen Identitätskonzepte und Handlungsstrukturen mit den sie umgebenden und bedingenden Sozialstrukturen und Wandlungsprozessen in Zusammenhang gebracht und die jeweilige Lebensführung vor dem Hintergrund von Lebensformen und Lebensentwürfen interpretiert.

Vor dem Hintergrund obiger Ausführungen ist es möglich, in einem nächsten Schritt die forschungsleitenden Fragestellungen zu präzisieren.

#### **4. Forschungsfragen und Erklärungsmodelle**

Wir beabsichtigen mit unseren Untersuchungen eine empirische Überprüfung der These, wonach das Repertoire an *familialen Lebensformen* infolge des gesellschaftlichen Ausdifferenzierungsprozesses bei gleichzeitiger Zunahme an kulturellen Handlungsmöglichkeiten und einer Erweiterung der ökonomischen Optionen *vielfältiger* wird, und dass mit dieser Pluralisierung der Lebensformen eine *Individualisierung* der *Lebensstile* einhergeht.

Diese noch sehr allgemein formulierte Fragestellung wird wie folgt behandelt:

1. Zunächst gilt es zu prüfen, ob es sich bei der vermuteten Pluralisierung familialer Lebensformen um einen *Erosionsprozess* (z.B. Trend in Richtung einer Gesellschaft von Einzelgängern) handelt und ob dieser von einem *Bedeutungsverlust* der Institution Familie begleitet wird. Im Sinne einer Alternativhypothese kann vermutet werden, dass sich Haushalts- und Familienstrukturen zwar zielgerichtet verändern, dass dieser Wandel jedoch mit der *gesellschaftlichen Schichtung* und den Klassenstrukturen korreliert ist, respektive durch diese bestimmt wird (Mayer 1988, 1990a). Vor diesem Hintergrund lassen sich erstens *altersspezifische* (z.B. Wie wirken sich wirtschaftliche und sozial-ökologische Aspekte auf die altersmässige Zusammensetzung von Lebensformen oder auf das ‚Timing‘

von Statuspassagen aus?), zweitens *kohortenspezifische* (Inwiefern unterscheidet sich beispielsweise die ‚Babyboom‘-Generation von Personen, die der ‚68er-Generation‘ zugeordnet werden können hinsichtlich ihrer Partnerschaftsbildung?) und drittens *periodenspezifische* (z.B. Lässt sich ein Effekt der Einführung des neuen Eherechts auf das Heiratsverhalten nachweisen?) Interdependenzen zwischen den verschiedenen biographischen Dimensionen ermitteln, auf welche die Familie in Form eines *Bedeutungswandels* flexibel zu reagieren vermag.

2. In einem zweiten Schritt wird die Lebensführung genauer untersucht, indem Lebensformen von Lebensentwürfen unterschieden werden. Fokussiert wird dabei die Frage, ob und inwieweit zwischen einzelnen familialen Lebensformen einerseits sowie den kulturellen Ressourcen, welche deren Lebensentwurf bestimmen, andererseits Entsprechungen und Gleichläufigkeiten ausgemacht werden können. Dabei gilt es in Rechnung zu stellen, dass die zur Verfügung stehenden Daten keine kausalen Schlussfolgerungen erlauben. Ob der Strukturwandel der Familie Adaptationen der kulturellen Milieus und Mentalitäten respektive, ob es vielmehr Prozesse sozialen Lernens, des Anstrebens von kognitiver Konsistenz oder die nachträgliche Rationalisierung individuellen Verhaltens vor dem Hintergrund individueller Lebensverlaufsvorgänge sind, welche einstellungsmässige Neuorientierungen verursachen, muss daher offen bleiben.<sup>3</sup>

Unser Forschungsinteresse zielt somit in zwei Richtungen: Zum einen steht die makrostrukturelle *Bedeutung des familialen Wandels* im Vordergrund, im besonderen die Wechselwirkungen zwischen den biographischen Dimensionen und den familialen Lebensformen in Abhängigkeit von Alter, Periode und Kohorte, und zum anderen interessiert das *familiale Handeln* selbst. Fokussiert werden dabei die Wechselwirkungen zwischen Wertorientierungen und Einstellungen einerseits sowie familialen Lebensformen andererseits.

Während sich der erste Teil unter dem Aspekt einer zeitlichen Dynamik weitgehend auf sozialstrukturelle Aspekte beschränkt, werden im zweiten Teil strukturelle und kulturelle Faktoren miteinander verknüpft.

---

<sup>3</sup> Guy Moors hat unlängst anhand einer der seltenen Panelstudien in diesem Forschungsfeld illustriert, dass Adjustierungen der Einstellungen nach einer Lebenslaufpassage häufig sind (Moors 1997), während ein Grossteil der Einstellungsforschung (etwa jene, die auf sozialpsychologischen Theorien („*theory of reasoned action*“ (Fishbein) oder „*theory of planned behaviour*“ (Ajzen) beruhen) von der umgekehrten Kausalrichtung ausgeht und Effekte von Einstellungen und Intentionen auf das Verhalten postuliert.

Im folgenden gilt es, diesen Erklärungsansatz in Form inhaltlicher, und empirisch überprüfbarer Hypothesen weiter zu konkretisieren. Entsprechend den beiden thematischen Schwerpunkten dieses Projektes, dem Wandel von *Haushalts-, Partnerschafts und Familienstrukturen* einerseits sowie den Veränderungen, welche der Familie vor dem Hintergrund gewandelter Ausbildungs- und Erwerbskarrieren erwachsen, lassen sich zunächst die Hypothesen, welche sich auf Lebensverläufe beziehen, in drei Gruppen gliedern, in solche, die sich auf den Wandel von Haushalts- Partnerschafts- und Familienstrukturen beziehen, respektive in Vermutungen betreffend den Ausbildungs- und Erwerbskarrieren vor dem Hintergrund familialer Veränderungen und solche, die zum Zusammenhang zwischen Differenzierung von Lebensformen und Lebensentwürfen Stellung nehmen.

## **5. Kohorten- und altersspezifischer Wandel von Lebensverläufen, Lebensformen und Lebensentwürfen**

### **5.1 Hypothesen zum Wandel von Haushalts-, Partnerschafts- und Familienstrukturen**

Schwerpunkt bei der Auswahl der *Lebensformen und Statusübergänge* (vgl. Tab. 1.1) soll der Kontrast zwischen traditionellen Familienformen und sogenannten ‚neuen‘ Lebensformen sein. Dieses Schwergewicht entspricht auch einer der Zielsetzungen, welche im FFS-Konzeptpapier von R. Cliquet hervorgehoben wird (vgl. Cliquet et al. 1992).

Unter die traditionellen Familienformen subsumieren wir Ehepaare mit oder ohne Kinder, sowie Statusübergänge, welche direkt vom Elternhaus oder nach einer vergleichsweise kurzen Single-Episode in eine eheliche Partnerschaft münden. Demgegenüber zählen wir lang andauernde Single-Episoden, Konsensualpartnerschaften, die Eheschliessung nach einer Konsensualpartnerschaftsphase, alleinerziehende Personen oder Fortsetzungsfamilien zu den ‚neuen‘ Lebensformen. Geschiedene Personen sind ebenfalls eher dieser Gruppe zuzurechnen.



**Tabelle 1.1: Übersicht über Statusübergänge und familiale Lebensformen**

| Statusübergang   | Lebensform   |
|--|--|
| Direkter Übertritt Elternhaus – Ehe  | Ehepaar ohne Kinder<br>Ehepaar mit Kindern   |
| Direkter Übertritt Elternhaus – Konsensualpartnerschaft                                      | Konsensualpartnerschaft ohne Kinder<br>Konsensualpartnerschaft mit Kinder  |
| Übertritt Elternhaus – Single  | Single (einschliesslich Living apart together)   |
| Übertritt Single – Konsensualpartnerschaft   | Konsensualpartnerschaft ohne Kinder<br>Konsensualpartnerschaft mit Kinder  |
| Übertritt Single – Ehe   | Ehepaar ohne Kinder<br>Ehepaar mit Kindern   |
| Übertritt Konsensualpartnerschaft – Ehe  | Ehepaar mit Konsensualpartnerschaftserfahrung ohne Kinder<br>Ehepaar mit Konsensualpartnerschaftserfahrung mit Kindern |
| Übertritt Ehe (einschl. Konsensualpartnerschaftserfahrung) – Elternschaft                    | Ehepaar mit Kind(ern)  |
| Übertritt Ehe (einschl. Konsensualpartnerschaftserfahrung und/oder Elternschaft) – Scheidung | Single<br>Alleinerziehende Mutter oder Vater<br>Fortsetzungsfamilie  |
| Übertritt Konsensualpartnerschaft – Trennung   | Single mit Partnerschaftserfahrung   |

Bezüglich dieser Statusübergänge und Lebensformen lassen sich folgende Hypothesen formulieren:

- Im Verlauf des hier interessierenden Beobachtungszeitraums nimmt der Anteil jener Personen ab, welche aus dem elterlichen Haushalt heraus direkt eine Ehepartnerschaft gründen. Mit anderen Worten: zwischen die Jugendphase im Elternhaus - oder eine allfällige, zeitlich begrenzte Ausbildungsphase ausserhalb der Herkunftsfamilie - schiebt sich seit Mitte der 60er Jahre zunehmend häufiger ein neuer Lebensabschnitt. Meist handelt es sich dabei um eine Episode, in welcher der junge Erwachsene alleine lebt (*Single*), oder eine Partnerschaft mit getrennten Haushalten praktiziert. Es handelt sich in der Regel um eine Phase, während der Bildungsressourcen akkumuliert und Lernerfahrungen gesammelt werden. Die Expansion des Bildungswesens und das zunehmende Interesse an gut ausgebildeten, jungen

Erwerbstätigen begünstigt diese Entwicklung. Die Etablierung und zeitliche Dehnung dieser Single-Phase konzentriert sich vor allem auf die urbanen Zentren.

- Über den Beobachtungszeitraum hinweg dürften direkte Übertritte aus dem elterlichen Haushalt in eine *Konsensualpartnerschaft* zunächst zunehmen, jedoch in den 80er und 90er Jahren zunehmend häufiger substituiert werden durch eine zwischengeschaltete Single-Episode. Begründet werden kann diese Vermutung dadurch, dass Konsensualpartnerschaften zu Beginn des zweiten demographischen Übergangs oft den Charakter einer „Probeehe“ hatten, die meist auf einen begrenzten zeitlichen Umfang angelegt waren, während infolge der zunehmender gesellschaftlichen Akzeptanz und Verbreitung nichtehelicher Lebensgemeinschaften diese Lebensform einen neuen Bedeutungsgehalt gewinnt.
- Bei den Konsensualpartnerschaften lässt sich nämlich über die Zeit hinweg eine Bedeutungsveränderung dahingehend vermuten, dass diese Lebensform dem Paar hinreichende Voraussetzungen schafft, um sich auf ein partnerschaftliches Zusammenleben zu spezialisieren. Während dieser Phase kann sich das Paar entweder in Form von Bildungsinvestitionen und der Erwerbstätigkeit beider Partner einerseits die materiellen Ressourcen aneignen und andererseits den „Normenkomplex verantworteter Elternschaft“ (Kaufmann) entwickeln, welcher die Entscheidung, eigene Kinder zu haben, begünstigt. Überwiegt beim Paar eine klare Berufs- und Karriereorientierung, kann die Spezialisierung auf partnerschaftliche Interessen aber auch auf eine lange Dauer angelegt sein. Es gilt somit, zwischen *transitorischen* und *auf Dauer angelegten Konsensualpartnerschaften* zu unterscheiden.
- Im Unterschied zur Vorstellung, wonach Konsensualpartnerschaften lediglich praktiziert werden, um ungeeignete PartnerInnen „auszujäten“ (die „Weeding“-Hypothese wird beispielsweise von Klijzing 1992 vertreten), aber auch zur Vorstellung, wonach Konsensualpartnerschaften als Probeehe zu interpretieren sind, halten wir diesen Lebensabschnitt für eine Lebensphase, welche sich durch ein hohes Mass an Eigenständigkeit auszeichnet. So vermuten wir, dass während der Beobachtungsperiode der Anteil Personen, welche die Familienbildung mit einer Konsensualpartnerschaft beginnen, tendenziell zunimmt und dass die durchschnittliche Dauer von Konsensualpartnerschaften länger wird.
- Bezüglich der Alternative, dass während einer Konsensualpartnerschaft entweder die materiellen und kognitiven Ressourcen für einen Lebensabschnitt mit Kindern geschaffen wer-

den oder aber eine dauerhafte Spezialisierung auf partnerschaftliche Aspekte erfolgt vermuten wir, dass vor allem der zweite Fall über die Zeit hinweg stärker zunimmt. Eingedenk der „strukturellen Rücksichtslosigkeit der Gesellschaft“ gegenüber Eltern (Kaufmann), den beruflichen Hindernissen für erwerbstätige Mütter sowie der hohen Wertschätzung der Erwerbsarbeit in modernen Gesellschaften scheint es nicht unwahrscheinlich, dass Paarbeziehungen (auch Ehepaare) ohne Kinder tendenziell zunehmen. Die erwähnten Faktoren dürften ebenfalls eine zeitliche Verzögerung der Entscheidung zur Elternschaft zur Folge haben.

- Unter Konsensualpaaren stellt man weiter eine hohe Bereitschaft fest, die Partnerschaft durch *Eheschliessung* zu formalisieren, und zwar häufig zum Zeitpunkt, wenn die Intention zur Elternschaft gereift ist. Die Vertreter der „Weeding“-Hypothese erachten diesen Sachverhalt meist als Beweis für ihre Sichtweise. Wir postulieren demgegenüber, dass die erhöhte Heiratsneigung von Paaren mit Kinderwunsch eher darauf zurückzuführen ist, dass sich die Bedeutung der Institution Ehe über die Zeit hinweg gewandelt hat. Die sozialversicherungsmässige Absicherung des Partners, die Klärung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse, das Sorgerecht, die Erbberechtigungen, die Namensgebung und so weiter lassen sich durch den zivilrechtlichen Akt der Eheschliessung unbürokratisch und einfach regeln. Es kann somit vermutet werden, dass die Bedeutung der Ehe insofern eine markante Verschiebung erfährt, als die normativen Vorstellungen, welche mit der Heirat verknüpft sind, immer stärker durch pragmatische oder instrumentelle Aspekte ergänzt oder ersetzt werden.
- Bezüglich des *Trennungs- und Scheidungsrisikos* kann davon ausgegangen werden, dass Konsensualpartnerschaften kürzer dauern und dass sie fragiler als Ehen sind, vor allem wenn keine Kinder da sind. Der Grund liegt darin, dass Konsensualpartnerschaften im Falle der Trennung keine strukturellen Hürden (z.B. Scheidungsrecht, Gang vor den Richter) zu überwinden haben, und dass die sozialen Erwartungen betreffend die Dauer der Beziehung im Vergleich zur Ehe weniger hoch sind. Ausserdem gilt es zu berücksichtigen, dass der „häufigste Trennungsgrund“ für Konsensualpartnerschaften der Uebertritt in die Ehe sein dürfte.
- Teilt man die Ansicht, dass sich Konsensualpartnerschaften und Ehen durch unterschiedli-

che Spezialisierungen auszeichnen, die in ihrem Nacheinander den Prozess der Familienbildung bestimmen, dann scheint es wahrscheinlich, dass die Gesamtpartnerschaftsdauer (d.h. die Dauer einer Konsensualpartnerschaft und die Ehedauer mit demselben Partner) sich im Kohortenvergleich kaum verringert. Wir vermuten mit anderen Worten, dass die häufig zu findende Hypothese, dass eine voreheliche Konsensualpartnerschaft ein erhöhtes Scheidungsrisiko mit sich führt, das Ergebnis einer unzutreffenden Bewertung der Konsensualpartnerschaft sein könnte.

- Das schliesst indes nicht aus, dass Ehen infolge der zunehmenden Komplexität moderner Gesellschaften tendenziell brüchiger werden. Wir vermuten, dass vor allem die Teilnahme an den Offerten gesellschaftlicher Modernisierung zur Erklärung steigender Scheidungsziffern beiträgt. Nicht auszuschliessen ist, dass Phänomene wie eine Transmission des Scheidungsverhaltens über Generationen empirisch nachgewiesen werden kann. Im Vergleich dazu dürften jedoch die strukturellen Ressourcen von Paaren, vermittelt über eine höhere wirtschaftliche Autonomie der Partner und eine Verringerung der Scheidungsfolgen wesentlich erklärungskräftiger sein.

## **5.2 Hypothesen zum familialen Wandel angesichts veränderter Ausbildungs- und Erwerbsverläufe**

Eines der zentralen Elemente des zweiten demographischen Übergangs ist der Sachverhalt, dass ein zunehmend grösser werdendes Segment der weiblichen Bevölkerung an den Ausbildungsmöglichkeiten partizipiert und diese Ressourcen auch nutzt, also vermehrt einer Erwerbstätigkeit nachgeht. Die Bildungs- und Erwerbsintegration ermöglicht es den Frauen, ihren Lebensverlauf autonomer zu planen, respektive ihre Lebensentwürfe zu verwirklichen. Obwohl die Bildungs- und Erwerbsintegration eine zentrale Voraussetzung für die Gleichstellung der Geschlechter darstellt, stehen berufliche Ambitionen häufig in einer konfliktreichen Beziehung zu familialen Zielvorstellungen. Gerade in Gesellschaften wie der schweizerischen, welche vergleichsweise wenig sozialpolitische Offerten zur Harmonisierung dieser beiden Tätigkeitsfelder anbietet, gilt es, den Zusammenhängen und Wechselwirkungen zwischen Aktivitätenbiographien (Ausbildungskarrieren, Erwerbsverläufe und -unterbrüche inkl. Nebenaktivitäten) der Befragten einerseits und den Familienbildungsprozessen (Partnerschafts-

formation, Elternschaft) andererseits ein besonderes Augenmerk zu schenken. Dabei muss berücksichtigt werden, dass ein Teil der Statusübergänge unterschiedliche Auswirkungen auf die Aktivitätsform je nach Geschlecht haben: Von Männern wird der Uebertritt in die Elternschaft in der Regel nicht als Statusübergang bezüglich der Erwerbstätigkeit wahrgenommen, während von Frauen immer eine Anpassungsleistung vollzogen werden muss. In denjenigen Fällen, in denen Männer den Statusübergang erfahren, stellen sich ihnen ähnliche Optionen wie den Frauen. Bei der Analyse der nach Erwerbsmustern differenzierten Lebensformen gilt es ferner, den kontextuellen Gegebenheiten (Kulturräume, makrostrukturelle und -kulturelle Rahmenbedingungen) ebenso wie den individuellen Ressourcen (insbesondere der soziale Herkunft) Beachtung zu zollen.

**Tabelle 1.2: Übersicht über Statusübergänge und Aktivitätsverläufe**

| Statusübergang                                  | Aktivitätsform                                       |
|---|--|
| Übertritt in eine überobligatorische Ausbildung | in Ausbildung  |
| Eintritt ins Erwerbsleben                       | Erwerbstätige Person                                 |
| Übertritt Erwerbstätigkeit – Heirat             | Erwerbsmodell mit 2 vollerwerbstätigen Partnern      |
|   | Erwerbsreduktion der Frau                            |
|   | Erwerbsverzicht, -unterbruch (Hausfrau)              |
| Übertritt Erwerbstätigkeit – Elternschaft       | Erwerbsmodell mit 2 vollerwerbstätigen Partnern      |
|   | Teilzeiterwerbstätigkeit der Frau                    |
|   | Erwerbsverzicht, -unterbruch (Hausfrau, Mutter)      |
| Wiedereintritt ins Erwerbsleben                 | Erwerbsmodell der Frau: Doppelbelastung              |
|   | Erwerbsmodell Frau: Spielbein-Standbein Formation    |
|   | Erwerbsmodell der Frau: Vereinbarkeit - 2 Standbeine |
|   | Homemaker - Breadwinner-Modell                       |

Ausgehend von der Leitvorstellung, wonach die Bildungs- und Erwerbsintegration von Frauen eines der zentralen Elemente gesellschaftlicher Modernisierung darstellt, zielen unsere Untersuchungen auf eine empirische Prüfung folgender Hypothesen:

- Wir vermuten, dass sich in der Schweiz seit Mitte der 60er Jahre die Lebensverläufe junger Erwachsener durch eine tendenzielle Verringerung geschlechtsspezifischer Unterschiede auszeichnen. Die Verringerung geschlechtsspezifischer Unterschiede sollte sich sowohl im Anteil Personen mit einer nachobligatorischen Bildung, wie auch bei den Erwerbspositio-

nen und beim Berufsprestige junger Erwachsener nachweisen lassen. Sozialstrukturell dürfte sich dieser Prozess aber in Kontexten, welche sich durch eine stärkere Traditionsorientierung auszeichnen (z.B. rurale Gebiete, dominant katholische Regionen) deutlich träger abwickeln.

- Es ist daher anzunehmen, dass sich ein höheres Bildungsniveau der weiblichen Bevölkerung dahingehend auswirken wird, dass die Erwerbsbeteiligung der Frauen steigt, und dass sich Erwerbsverläufe von Männern und Frauen tendenziell angleichen (Homogenisierung).
- Die weiter oben formulierte Hypothese eines Bedeutungswandels der Institution Ehe dürfte Ursache dafür sein, dass im Verlauf der Beobachtungsperiode immer seltener die Heirat und immer häufiger die erste Elternschaft der Anlass ist, welcher zu einem Einschnitt im Erwerbsverlauf von Frauen führt. In Verbindung mit dem steigenden Erstheiratsalter, respektive dem höheren Alter der Mutter bei der Geburt ihres ersten Kindes dürfte sich auf Aggregatsebene auch das durchschnittliche Alter erhöhen, wo Frauen aus dem Erwerbsleben ausscheiden und wo das Risiko steigt, den Anschluss an die Karriereentwicklung von Männern zu verlieren.
- Selbst wenn diese Hypothese impliziert, dass die zunehmende Gleichstellung zwischen den Geschlechtern teilweise das Ergebnis der Verschiebung von Lebensphasen ist, somit einen Tempoeffekt darstellt, darf nicht übersehen werden, dass jüngere Mütter immer öfter versuchen, durch eine Verkürzung der kinderbedingten Erwerbspause eine strukturelle Angleichung der Erwerbsverläufe zu erreichen. Pointiert kann diese Hypothese wie folgt formuliert werden: innerhalb der jüngeren Kohortengruppen tendiert das traditionelle Hausfrauenmodell zu verschwinden und eine Kombination von Erwerbs- und Familienarbeit wird frühzeitig angestrebt.
- Nebst der Thematisierung der strukturellen Angleichungstendenzen soll aber auch der Bedeutungsgehalt der Erwerbstätigkeit für Frauen - und im besonderen für Mütter - erschlossen werden.
- Es ist anzunehmen, dass die Bedeutung der Erwerbstätigkeit nach soziostrukturellen Merkmalen variieren dürfte. Am einen Pol stehen Paare mit einer ausgeprägten Erwerbsorientierung, bei denen der berufsprestige- und erwerbspositionsmässige Gleichstellungsprozess zwischen den Geschlechtern über das frühe Erwachsenenalter hinaus ausdehnt wird. Dieses

Bevölkerungssegment, welches eine duale Erwerbskarriere beider Partner ansteuert, dürfte entweder auf die Erfahrung der Elternschaft gänzlich verzichten, die Entscheidung für Kinder in spätere Lebensabschnitte verschieben, oder drittens eine Vermittlung von beruflicher und familialer Ambitionen anstreben (Modell mit zwei Standbeinen). Gleichwohl müsste bei dieser Gruppe die Verringerung der durchschnittlichen Familiengröße ausgeprägter ausfallen, ferner dürfte bei dieser Gruppe die Phase eines familienbedingten Erwerbsunterbruchs im Durchschnitt kürzer dauern, respektive sind kontinuierliche Erwerbsverläufe vermutlich häufiger anzutreffen.

- Auf der anderen Seite dieses Polaritätsverhältnisses vermuten wir jene Personen, die sich primär für Kinder und die private Lebensform der Familie entscheiden. Frauen in solchen Haushaltsformationen sind entweder reine Familienfrauen oder sind in geringem Ausmass erwerbstätig, wobei sie dieser Erwerbstätigkeit einen geringeren Stellenwert als der Familienarbeit einräumen (Standbein-Spielbein-Formation). Wo die eigenen strukturellen Ressourcen dem Paar keine vollständige Arbeitsteilung in einer innerhäuslichen und einer ausserhäuslichen Rolle erlauben, wird die Erwerbstätigkeit der Frau hingegen als Doppelbelastung erlebt. Während das traditionelle, auf einer geschlechtsspezifischen Rollenteilung fußende Familienmodell an Attraktivität verloren haben dürfte, ist anzunehmen, dass die beiden andern Modelle tendenziell eher zunehmen oder zumindest konstant bleiben.

### **5.3 Hypothesen zur Differenzierung von Lebensformen und Lebensentwürfen**

Unter diesem Blickwinkel interessieren die Veränderungen in der Art und Weise, wie Familie „erlebt und gelebt“ (Kaufmann 1990) wird. Mit andern Worten streben wir eine Antwort auf die Frage an, ob sich bestimmte familiäre Lebensformen durch jeweils charakteristische oder typische Konstellationen von Einstellungen, Werthaltungen einerseits und Erfahrungen andererseits auszeichnen.

Die klassische Sozialstrukturanalyse geht in der Regel davon aus, dass in erster Linie die strukturellen Ressourcen sowie individuelle biographische Erfahrungen die Bedingungen für die Lebensführung schaffen und damit Lebensform wie Lebensstil bestimmen. Viele Untersuchungen setzen demzufolge entweder eine Analogie von Lebensform und Lebensstil voraus, beziehungsweise postulieren, dass die Lebensform den Lebensstil determiniere (Mayer et al.

1992). Diesen Prämissen widersprechen jedoch vielfältige Forschungsergebnisse, welche markante Binnendifferenzierungen innerhalb einzelnen Lebensformen feststellen. So können beispielsweise Konsensualpartnerschaften entweder als „Ehe auf Probe“ (vgl. ‚weeding‘-Hypothese) verstanden werden oder als relativ klar abgrenzbaren Lebensabschnitt, innerhalb dessen sich das Paar auf eine partnerschaftliche Lebensführung spezialisiert und dem in der Regel ein Lebensabschnitt als Eltern folgt. Eine Konsensualpartnerschaft kann überdies auch als eigenständige, die Ehe ersetzende Lebensform angelegt sein (vgl. Hoffmann-Nowotny und Fux 1998).

Lebensformen weisen also starke kulturelle Überformungen auf. Diese Binnendifferenzierungen von Lebensformen legen es nahe, das Konzept der rationalen Lebensführung (vgl. Weber 1981:367) auszudifferenzieren, wobei Lebensentwürfe als kulturelle Komponente der Lebensführung und Lebensformen als deren strukturelle Komponente interpretiert werden.

Vor diesem konzeptuellen Hintergrund beschäftigen wir uns mit der Frage, inwieweit unterschiedliche Lebenslagen (strukturelle Ressourcen, biographische Erfahrungen) einerseits und unterschiedliche Milieus (Einstellungen, Werthaltungen, Normen und Überzeugungen) andererseits zur Erklärung von Binnenunterschieden bei der Lebensführung beitragen. Unsere Absicht besteht darin, empirisch zu prüfen, ob und auf welche Weise das kulturelle Milieu im Verein mit den zur Disposition stehenden Handlungsmöglichkeiten zur Differenzierung einzelnen Lebensformen beiträgt.

Wir gehen davon aus, dass zwischen Einstellungen und Wertorientierungen auf der einen und individuellem Handeln auf der anderen Seite keine einfachen Kausalbeziehungen bestehen. Weit eher dürften konditionale Relationen<sup>4</sup> überwiegen. Forschungsstrategisch muss demzufolge gefragt werden, unter welchen strukturellen Rahmenbedingungen Einstellungen und Werthaltungen das individuelle Verhalten determinieren können. Dabei wird kein Ursache-Wirkungsverhältnis unterstellt. Um eine Kausalbeziehung zwischen Einstellungen und Werthaltungen auf der einen Seite und Lebensformen auf der anderen untersuchen zu können, wären wir auf echte Paneldaten angewiesen. Die Einstellungsdaten des Mikrozensus Familie beziehen sich demgegenüber lediglich auf den Zeitpunkt der Befragung.

---

<sup>4</sup> Im Rahmen des Projektes „Bevölkerung & Wohlfahrt“ untersuchten wir unter Bezug dieses Konzepts konditionale Relationen zwischen der Familiengröße und terminalen Werthaltungen, vgl. Fux, Bösch, Gisler und Baumgartner 1997: 140ff.



Ausgehend von dieser Konzeption versuchen wir im folgenden Hypothesen bezüglich der Zusammenhänge zwischen Lebensverläufen und Lebensentwürfen abzuleiten.

- Aufgrund unserer modernisierungstheoretischen Leitvorstellung kann davon ausgegangen werden, dass im Verlaufe des Untersuchungszeitraums die Entwicklung einer rationalen Lebensführung im Sinne Max Webers weiter diffundiert ist und gerade im Feld der privaten Lebensformen Veränderungen induziert. Zusammen mit diesem Modernisierungstrend dürfte auch der Prozess der Säkularisierung weiter vorangeschritten sein. Das bedeutet: Institutionen, denen in der Vergangenheit die Aufgabe der Tradierung und Vermittlung von Werthaltungen zugekommen ist, verlieren zusehends an Überzeugungskraft und Einfluss. Mit anderen Worten: Individuen dürften sich vermehrt darauf ausrichten, ihr Leben autonom und eigenverantwortlich zu gestalten. Der Vorgang der Säkularisierung respektive die Erosion traditioneller Wertvermittlungsinstanzen trägt notwendigerweise zur Differenzierung der Lebensentwürfe bei. Insofern postulieren wir eine Analogie zwischen dem Strukturwandel und dem Kulturwandel.
- Dem Kulturwandel entspricht eine Verbreitung von sozialen Milieus, die auf modernistischem Gedankengut basieren und zusammen mit der sozialen Lage Lebensführungsmuster mitprägen, welche die persönliche Autonomie und Gestaltungsfreiheit betonen.
- Eine so verstandene Individualisierungstendenz<sup>5</sup> setzt freilich voraus, dass ein wachsendes Segment der Individuen und Paare über die entsprechenden strukturellen Ressourcen verfügt, welche eine solche Gestaltung des Lebens ermöglicht. Die Relation zwischen der Erweiterung von Handlungsspielräumen (strukturelle Dimension) und der Individualisierung verstehen wir als Wechselwirkung. Um sein Leben autonom und eigenverantwortlich entwerfen zu können, d.h. aus einem grösseren Repertoire an Optionen, respektive aus erweiterten Handlungsspielräumen eine Auswahl zu treffen, bedarf es angemessener struktureller Ressourcen. Umgekehrt fördert der Wille zur individuellen Gestaltung des Lebensverlaufs

---

<sup>5</sup> Für eine strukturelle Definition von ‚Individualisierung‘ im Sinne einer Trends in Richtung einer ‚Gesellschaft von Einzelgängern‘ oder einer ‚Versingelung‘ der Gesellschaft gibt es wenig Belegmaterial. Im Gegenteil: Partnerschaft und Elternschaft bleiben bis in die Gegenwart für die überwiegende Mehrheit der Individuen die Bausteine, aus welchen Lebensverläufe komponiert werden.

das Bedürfnis, sich diese strukturellen Voraussetzungen (z. B. Bildungsressourcen, Erwerbseinkommen) zu schaffen.

- Mit dieser Wechselwirkung geht insofern ein Dilemma einher, als vermehrte Möglichkeiten zur autonomen Gestaltung des Lebensverlaufs eine „Qual der Wahl“ mit einschliessen<sup>6</sup>. Das Individuum oder Paar muss daher die Vor- und Nachteile möglicher Optionen evaluieren sowie die Folgen der Entscheidung abzuschätzen versuchen. Dieser Vorgang dürfte sich auf zweifache Weise in der empirisch feststellbaren Lebensführung niederschlagen. Zum einen dürfte der Prozess der Entscheidungsfindung zeitaufwendiger sein, im Vergleich zu einer Lebensgestaltung, wo stärker traditionelle Normen und Leitvorstellungen eine quasi-selbstverständliche Phasierung des Lebensverlaufs begünstigen. Mit anderen Worten: die altersmässige Verschiebung bei der Entscheidung zur Partnerschaft, zur Eheschliessung oder zur Elternschaft dürfte in diesem Sachverhalt seinen Grund haben. Zum zweiten dürfte die Aktualität dieses Dilemmas darin einen Ausdruck finden, dass neue, relativ klar abgrenzbare Lebensabschnitte entstehen (Beispiele solcher Lebensphasen sind etwa das Nachjugendalter, das frühe Erwachsenenalter, die Lebensphase, in welcher sich ein Konsensualpaar auf Aspekte der Partnerschaft spezialisiert, die Lebensphase der früheren Elternschaft, die Elternschaft nach einem Wiedereintritt der Frau in den Erwerbsprozess, das späte Erwachsenenalter, nachdem die Kinder den elterlichen Haushalt verlassen haben etc. (zum Konzept der Ausdifferenzierung von Lebensphasen vgl. Hurrelmann 1994, S. 23). Anders ausgedrückt postulieren wir einerseits eine Tardierung des Partnerschafts- und Familienbildungsprozesses und andererseits einen Trend in Richtung einer zunehmenden Stückelung oder Sequenzialisierung des Lebensverlaufs.
- Im Rahmen unserer Untersuchungen interessieren insbesondere drei neue Lebensphasen, die während des Beobachtungszeitraums anteilmässig gewachsen sein dürften, nämlich das frühe Erwachsenenalter, die Phase der Konsensualpartnerschaft und drittens der Lebensabschnitt, in welchem insbesondere Frauen versuchen, familiäre und berufliche Interessen zu verwirklichen. Wir vermuten, dass insbesondere während des frühen Erwachse-

---

<sup>6</sup> Hoffman-Nowotny drückte diesen Sachverhalt wie folgt aus: „Das Dilemma besteht darin, dass wir uns soziale Lebensformen ohne Ordnung nicht vorstellen können und ohne Freiheit nicht wünschen können, und dass wir uns Lebensformen, die auf Zwang beruhen, nicht wünschen und in denen Bindungslosigkeit auf Dauer herrscht, nicht vorstellen können.“ (Hoffman-Nowotny 1980b: 163).

nenalters Individuen bestrebt sind, die strukturellen Ressourcen zu akkumulieren, welche eine rationale Lebensführung ermöglichen. In diesem Bereich werden wir vor allem folgende Hypothesen prüfen:

- Man kann vermuten, dass der über die Zeit hinweg längere Verbleib im elterlichen Haushalt damit zusammenhängt, dass junge Erwachsene diese Phase nutzen, um sich Bildungsressourcen anzueignen. Zudem dürfte es immer seltener vorkommen, dass junge Erwachsene direkt das Elternhaus verlassen, um eine eigene Familie zu gründen. Ebenfalls ist zu vermuten, dass sich im Laufe der Beobachtungsperiode die Dauer der Phase, während der eine junge erwachsene Person als Single lebt, ausdehnt. Die starke Zunahme von Singles interpretieren wir weniger im Sinne einer Vereinzelung, sondern vielmehr als eine oder mehrere Lebensetappen, innerhalb denen u.a. die strukturellen und kognitiven Voraussetzungen zur (erneuten) Partnerschaftsformation und/oder zur Elternschaft entwickelt werden. Mit anderen Worten vermuten wir, dass Single-Sein meist kein lebenslanger Entwurf darstellt, sondern in der Regel als Phase autonomer Lebensführung zwischen zwei oder vor einer Partnerschaftsepisode zu werten ist.
- Weiter postulieren wir eine zunehmende Verbreitung und anteilmässige Zunahme von Konsensualpartnerschaften. Wie bereits erwähnt dürfte dieser Lebensabschnitt sich durch starke Binnendifferenzen auszeichnen (,Weeding-Hypothese, Spezialisierung auf Aspekte der Partnerschaft, Konsensualpartnerschaft als Substitut der Ehe). Ebenfalls bezüglich der Interpretation der Ehe postulieren wir einen Bedeutungswandel. Der Anteil junger Erwachsener, für den die Ehe eher mit pragmatisch-instrumentellen Kalkülen verknüpft ist, dürfte im Wachsen begriffen sein. Demgegenüber dürfte die Vorstellung einer auf traditionellen Normen und Leitvorstellungen basierenden Konzeption der Ehe tendenziell abnehmen.
- Verschiebungen in der Phasierung des Lebensverlaufs sowie Veränderungen in der Bedeutung von Lebensphasen lassen sich sodann auch bei den Aktivitätsverläufen vermuten. Mit dem wachsenden Anteil junger Frauen, die an der Bildungs- und Erwerbsintegration partizipiert, dürfte ein markanter Wandel in der Bewertung der Erwerbstätigkeit einhergehen. Ebenso wie der Übertritt vom elterlichen Haushalt in den Ehestand immer seltener wird, dürfte auch der quasi-selbstverständliche Erwerbsverzicht von Frauen mit explizit modernen Vorstellungen kollidieren. Wir vermuten daher, dass das traditionell zwei- oder drei-

geteilte Erwerbsverlaufsschema einschneidende Veränderungen erfährt. Erstens ist zu erwarten, dass der Anteil Frauen, die mit der Familiengründung auf eine ausserhäusliche Tätigkeit verzichten, zurückgeht. Zweitens vermuten wir, dass auch das von Myrdal und Klein mit dem Titel „Drei-Phasenmodell“ bedachte Muster, gemäss welchem Frauen eine Lebensphase einlegen, innerhalb derer sie sich ausschliesslich auf familiäre Aufgaben verpflichten, an Überzeugungskraft einbüsst. Umgekehrt begünstigen vor allem gute Bildungsressourcen jene Lebensentwürfe, in denen Frauen versuchen, die beiden Tätigkeitsfelder in Einklang zu bringen. Davon lässt sich ableiten, dass die durchschnittliche Dauer eines familienbedingten Erwerbsunterbruchs sich über die Zeit hinweg verkürzt. Zusammen mit der stärkeren lebenslangen Einbindung ins Erwerbsleben verändert sich auch die Bedeutung der Erwerbstätigkeit für einen Grossteil der Frauen. Während traditionalistische und arbeitsteilige Rollenvorstellungen im Hinblick auf Ehe und Familie abnehmen, gewinnt der Beruf als Selbstverständlichkeit, der zur Identität der Frauen gehört, an Bedeutung.

- Der Umstand, dass immer mehr Personen über hinreichende strukturelle und kulturelle Ressourcen zur rationalen Lebensführung verfügen, dürfte weiter die Voraussetzungen schaffen, dass allfällige Fehlentscheidungen revidiert werden können und dass die hieraus resultierenden Folgen sich besser verkraften lassen. Dieser Sachverhalt sollte sich insbesondere bei der Auflösung von Partnerschaften (Trennungen, Scheidungen, Wiederverheiratungen, Fortsetzungsfamilien) nachweisen lassen.

Die hier formulierten Vermutungen und Hypothesen versuchen zwar, unser theoretisches Rahmenkonzept zu konkretisieren. Gleichwohl gilt es darauf hinzuweisen, dass viele der oben geäusserten Zusammenhänge einer weiteren Präzision und Operationalisierung bedürfen, um empirisch geprüft werden zu können. Dieser Schritt wird jeweils in den thematischen Kapiteln zu erfolgen haben.

## **6. Gliederung des Berichtes**

Wir verfolgen die vorgestellten Ideen, indem wir uns zunächst strukturell mit einzelnen Le-

*bensformen* im Lebenslauf beschäftigen, in einem folgenden Schritt die *Lebensentwürfe* (kulturelle Dimension) mitberücksichtigen und uns schliesslich unter Einbezug von Werten und Einstellungen der *Lebensführung* – verstanden als Muster der Relation von Lebenschancen und Lebensentwürfen – zuwenden.

In einem längeren Kapitel (*Kapitel 2*) werden zunächst Wege in die Partnerschaft und deren Auflösung beschrieben, die einzelnen Lebensformen charakterisiert, resp. differenziert, und es wird nach Erklärungsansätzen für die Dauerhaftigkeit, resp. den Uebergang und die Auflösung derselben gesucht. Im besonderen gilt das Augenmerk dem Verlassen des Elternhauses (Abschnitt 2), der Lebensphase der Singles (Abschnitt 3), der Wahl zwischen Konsensualpartnerschaft und Ehe (Abschnitte 4 und 5) sowie der Auflösung von Ehen und Partnerschaften (Abschnitt 6). Sodann wenden wir uns dem aufgrund verbesserter Bildungsintegration veränderten Erwerbsverhalten von Frauen zu und fragen insbesondere nach den Umständen des Aus-, resp. Wiedereinstiegs ins Erwerbsleben, nach Erklärungsansätzen für die Dauer des Unterbruchs und nach Veränderungen beim Wiedereinstiegsverhalten im Zeitverlauf (*Kapitel 3*). Neben dem Tempo, der Dauerhaftigkeit und der Verbreitung des Wiedereinstiegsverhaltens interessiert uns im speziellen die Erwerbsmotivation von Müttern (*Kapitel 4*). Unter Einbezug der kulturellen Dimension werden daher Typen von Erwerbsmodellen gebildet, die je eine spezifische Erwerbsmotivation ausweisen und mit einem bestimmten Lebensentwurf harmonieren. In *Kapitel fünf* wird einerseits der Versuch unternommen, über Wertorientierungen und Einstellungen stabile Verhaltensweisen in Form von Milieus abzubilden. Andererseits sollen strukturelle und kulturelle Betrachtungsweise zusammengeführt werden, indem nach dem Zusammenwirken von sozialer Lage und Milieu als Bestimmungsgründe für die Lebensführung gefragt wird. Mit einigen Schlussbetrachtungen (*Kapitel 6*) runden wir den Bericht ab.